

Kongo: Ebola und dann?

Judith Raupp (JhJ) berichtet aus dem afrikanischen Land

Seit gut einem Jahr herrscht im Osten der Demokratischen Republik Kongo eine Ebola-Epidemie. 2670 Menschen wurden bisher krank. Davon sind 1857 gestorben. Dass es bis jetzt nicht schlimmer kam, ist einem neuen Impfstoff zu verdanken. Er ist noch nicht offiziell auf dem Markt eingeführt, wurde aber bei der Epidemie in Westafrika eingesetzt.

Als dort Ende 2013 die ersten Menschen an Ebola erkrankten, hatte es die Weltgesundheitsorganisation (WHO) verschlafen, sofort einzugreifen. 28639 Patienten steckten sich mit dem Virus an, 11316 starben. Nachdem die Hilfe angelaufen war, bekamen die Mediziner und Sozialarbeiter die Seuche allerdings relativ schnell in den Griff. Anfang 2016 war alles ausgestanden.

Im Kongo dagegen, in den Provinzen Nord Kivu und Ituri, erkrankten jeden Tag neue Patienten, obwohl die WHO und internationale Hilfsorganisationen sofort an Ort und Stelle waren. Der Grund: Zu viele Kongolesen sabotieren den Kampf gegen Ebola.

Ein Viertel der Bevölkerung im betroffenen Gebiet glaubt nicht einmal, dass Ebola existiert. Darunter sind auch Journalisten, die hanebüchene Gerüchte verbreiten. Diese Menschen halten die Seuche für eine Erfindung der Weißen, damit sich selbige eine goldene Nase verdienen könnten. Davon wird später noch die Rede sein.

Fieberkranke verstecken sich, statt den Arzt aufzusuchen. Stationen, die Ebola-Patienten betreuen, werden geplündert und zerstört. Ärzte, Gemeindefahrer



Judith Raupp

Foto: privat

und Laboranten werden umgebracht. Manche Kirchen, die man in Europa Sekte nennen würde, hetzen die Leute auf. Pastoren behaupten, Ebola sei eine Lüge. Fieberige wollen sie durch Handauflegen heilen.

Ein solcher Pastor hat die Epidemie in die Provinzhauptstadt Goma getragen. Zuvor war Ebola auf eine Region 300 Kilometer nördlich der Millionenmetropole begrenzt geblieben. Kurze Zeit später schleppte ein Vater von zehn Kindern die Seuche erneut nach Goma. Er hatte in einer Goldmine in Ituri gearbeitet und sich dort, oder auf dem Weg nach Goma angesteckt. Auch dieser Patient versteckte sich. Als es ihm immer schlechter ging, meldete eine Krankenschwester den Fall. Da hatte der Mann schon Kontakt zu 150 Menschen.

Goma grenzt direkt an das ruandische Gisenyi. Jeden Tag pendeln 15.000 Menschen zwischen den Städten. Ruanda schloss für einen halben Tag den Schlag-

baum, was vor allem den ohnehin schon armen Marktfrauen geschadet hat, die in Ruanda einkaufen und in Goma ihre Waren verkaufen. Außerdem haben die zahlreichen ausländischen Entwicklungshelfer in Goma einen Schrecken bekommen. Denn über Ruanda führt der Fluchtweg vor Krieg, Krankheit und anderen Übeln im Kongo.

Ebola in Goma ändert das Leben der Menschen. Nicht mehr berühren, ständig Hände waschen, Temperatur messen gehören zum Alltag. Wer die Hygieneregeln noch nicht beachtet, muss aufgeklärt werden. Die Freundin, die aus Kummer weint, darf man nicht mehr in den Arm nehmen zum Trösten. Auf dem Markt heißt es, um die anderen herum zirkeln. Frische Tomaten werden zu Suppe statt zu Salat, sicherheitshalber. Und hoffen! Möge es in den 21 Tagen Inkubationszeit keinen neuen Ebola-Fall mehr geben!

Dass die Epidemie noch nicht gestoppt ist, liegt vor allem am mangelnden Vertrauen der Bevölkerung in die eigene Regierung und in die internationalen Helfer. Das ist verständlich. Seit Jahren mordet eine brutale Miliz in der Region, wo Ebola ausgebrochen ist. Mehr als 1000 Dorfbewohner wurden umgebracht. 200.000 Menschen sind auf der Flucht. Weder die Armee noch die weltgrößte Friedenstruppe der Vereinten Nationen beenden das Drama.

Obwohl die Stimmung längst aufgeladen war, hatte das Regime des früheren Staatsoberhaupts Joseph Kabila die Menschen in diesem Gebiet von der Präsidentenwahl im Dezem-

ber ausgeschlossen. Die Ansteckungsgefahr durch Ebola sei zu groß, hieß es. In Wahrheit sollte eine Hochburg der Opposition mundtot gemacht werden, als die verschleppte Wahl endlich stattfand.

Und auch die internationalen Helfer scheinen nicht aus früheren Fehlern gelernt zu haben. Sie haben sich zumindest anfangs zu wenig um die Befindlichkeit der traumatisierten Bevölkerung geschert. In die betroffenen Städte Beni und Butembo kamen plötzlich Heerscharen Experten, die nicht einmal die lokale Sprache beherrschten, als sie über Ebola aufklären sollten. Ohne Rücksicht auf Traditionen und ohne für Einheimische verständliche Erklärung wurden Tote den Familien weg genommen. Die Wesen in Schutzkleidung, die ihre Lieben fort trugen, kamen den Hinterbliebenen wie bedrohliche Außerirdische vor.

Und ganz abgesehen davon geht es auch ums Geschäft. Das spüren die Menschen. Sie lassen sich daher von jenen manipulieren, die von der Ebola-Lüge zugunsten des humanitären Ge-

schäfts reden.

Angereiste Helfer verdienen ein Vielfaches der lokalen Bevölkerung. Sie akzeptieren völlig überzogene Mieten für Hotels, Wohnungen und Autos. Manche Helfer werfen in Bars mit Geld um sich. Das weckt Begehrlichkeiten. Lokale Kräfte wollen als Fahrer, Sanitäter, Übersetzer oder Reinigungskraft einen Teil des Kuchens abbekommen. Die Menschen im Ostkongo kennen die Hilfsindustrie seit langem. Sie wissen, mit den Weißen kommt zwar nicht immer ein echter Beitrag zur besseren Zukunft, aber zumindest ein Geldsegen. Wer geschickt die Hand auf hält, profitiert. Bei den anderen wächst die Eifersucht.

So bezahlen zum Beispiel Hilfsorganisationen bestimmte Radios, damit sie Aufklärungsspots über Ebola senden. Jene Redaktionen, die nicht zum Zuge kommen, lassen sich dann eben von Hetzern ködern. Sie senden entsprechend Falschinformationen. Ein Journalist aus der Region spricht von „Medienschlacht“.

Die Ebola-Epidemie zeigt auf erschreckende Weise das Defi-

zit der kongolesischen Medien. Viele Journalisten haben eine schlechte oder gar keine Ausbildung genossen. Selbständiges, kritisches Denken lernen junge Menschen im Kongo nicht. Jene, die es trotzdem wagen, werden vom Vater, vom Lehrer, vom Chef oder vom Universitätsprofessor eher bestraft als ermutigt. So führen viele Journalisten einfach nur aus, was ihnen jemand aufträgt, sei es eine Hilfsorganisation, oder eben jemand mit hetzerischen Absichten.

Es kommt noch hinzu, dass die meisten Journalisten schlecht oder gar nicht bezahlt sind. So sind sie anfällig für Korruption. Wer ihnen Geld oder andere Vorteile gewährt, dessen Botschaft senden sie.

Im Fall Ebola kann man das für eine Ironie der Geschichte halten, oder für einen Segen: Es gibt genügend Hilfsorganisationen mit großen Budgets, die Aufklärungsspots über die Epidemie finanzieren. Die Medienschlacht wird also zu ihren Gunsten ausgehen. Ebola wird aus dem Kongo verschwinden.

Und dann?